

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 41 (1947)
Heft: 18

Artikel: Die Schildbürger
Autor: Bürger, Gottfried August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kraft ist also besonders groß. Die steigende Nachfrage nach Wärmestrom kann aber nur durch neue Speicherwerke gedeckt werden. Denn wir werden aus dem Ausland kaum je wieder so große Zufuhren an Brennstoffen erhalten wie in der Vorkriegszeit. Zudem sind die Preise aus verschiedenen Gründen stark gestiegen. Die Fachleute sagen ferner, daß die Kohlen- und Oelvorräte im Erdinnern rasch schwinden. All das zwingt, andere Wärmequellen zu suchen. Eine dieser Quellen, die Wasserkräfte, haben wir im eigenen Land. Große Speicherwerke könnten uns jährlich viele hunderttausend Tonnen Kohlen und Heizöl ersparen.

Die Bildstöcke auf den Seiten 545, 596 und 609 verdanken wir dem Schweiz. Elektrotechnischen Verein in Zürich. (Fortsetzung folgt)

Die Schildbürger¹

Die Leute zu Schilda wollten ein Rathaus bauen. Es wurde verabredet, der Bau sei gemeinsam auszuführen. Einmütig zogen sie miteinander in den Wald, der jenseits des Berges lag. Dort fällten die Jungen das Bauholz nach dem Rat des Baumeisters. Und die Alten säuberten es von den Aesten und richteten es zu.

Als sie fertig waren, sprach einer: «Jetzt sollten wir eine Armbrust haben. Dann könnten wir die Stämme heimschießen. Dann wären wir vieler Mühe enthoben.» So aber mußten sie die Arbeit selber tun. Mit viel Stoßen und Heben, Schnaufen und Schwitzen schleppten sie das Bauholz den Berg hinauf. Und auf der andern Seite ließen sie es mit ebensoviel Mühe wieder hinunter.

Schon war der letzte Stamm die halbe Halde hinuntergebracht. Auf einmal rissen die Stricke und Seile. Da rollte der Stamm von selbst bis zum Fuße des Berges hinunter. Die Schildbürger wunderten sich darob. Und einer sprach: «Das Holz hat mehr Verstand als wir. Wir sind rechte Narren gewesen. So viel Mühe haben wir uns gegeben. Und nun lehrt uns dieser Klotz, daß alles Holz hätte von selbst hinuntergehen können.»

Ein anderer meinte: «Wir wollen unsere Narrheit wiedergutmachen. Wer die Hölzer hinabgetan hat, soll sie wieder hinaufschieben. Nachher wollen wir eines nach dem andern hinabrollen lassen. Das wird allen Spaß machen. Und wir sind für unsere mühsame Arbeit reich belohnt.»

¹ Das Wort *Schildbürger* erinnert an das Mittelalter. So nannte man die einfachen Bürger, die als Fußsoldaten mit Schilden, Speißen und anderen leichten Waffen Kriegsdienste leisteten. Es waren ehrenwerte, aber arme Leute. Mit der Zeit hat sich der Sinn des Wortes geändert. Es ist ein Schimpfname geworden für einfältige, dumme, beschränkte, lächerliche Leute. Eine ähnliche Bedeutung hat der Name *Spießbürger*.

Dieser Rat gefiel den Schildbürgern gar gut. Sie schämten sich voreinander, daß sie so dumm gewesen. Mit Pusten und Schwitzen brachten sie das Bauholz wieder auf die Höhe des Berges. Nur das eine, das von selbst hinuntergerollt war, zogen sie seiner Klugheit wegen nicht wieder hinauf.

Endlich hatten sie es geschafft. Nun ließen sie einen Stamm nach dem andern hinabrollen. Sie blieben oben stehen und schauten lachend zu. Ja, sie waren noch stolz auf ihre Narrheit. Dann zogen sie fröhlich heimwärts. Bis in die Nacht hinein saßen sie im Wirtshaus beieinander und aßen und tranken auf Kosten der Stadt.

Nun wurde das Bauholz gezimmert. Und die Fuhrleute schafften Steine, Sand und Kalk herbei. Dann begannen die Schildbürger eifrig zu bauen. Sie wollten etwas Besonderes haben. Darum bauten sie ihr Rathaus dreieckig. In kurzer Zeit hatten sie die drei Außenmauern aufgeführt. Aber sie vergaßen, daß ein Haus einen Eingang haben müsse.

Dafür ließen sie ein großes Tor offen. Die Stadt Schilda besaß nämlich eine Allmend. Darauf ernteten sie jedes Jahr viel Heu. Das wollten sie künftig im Rathaus versorgen. Den Erlös aus dem Heu durften die Bürger vertrinken. Das Heutor kam den Rats- und Gerichtsherren wohl zustatten. Sonst hätten sie durch das Dach einsteigen müssen. Das hätte zwar zu ihrer Narrheit gepaßt. Aber es wäre doch unbequem und halbsbrecherisch gewesen.

Dann kam das Dach an die Reihe. Es wurde nach den drei Ecken des Hauses dreifach abgeteilt und auf die Mauern gesetzt. Nun meinten die Schildbürger, das ganze Werk sei wohl gelungen. Hierauf wollten sie die erste Ratssitzung abhalten und das Haus einweihen. Als sie eintraten, war es drin ganz finster. Sie erschraaken und fragten: «Warum kommt denn kein Licht herein?» Der eine meinte dies, der andere das.

Nach einer Weile gingen sie durch das Heutor hinaus, um zu sehen, wodurch das Licht zurückgehalten werde. Doch siehe da: alle drei Mauern standen tadellos da. Und das Dach saß ordentlich darauf. Auch Licht gab es draußen genug. Wieder gingen sie hinein. Aber drin war es dunkel wie zuvor. Und wieder zerbrachen sie die Köpfe, wo es fehle. Doch keiner merkte, daß sie die Fenster vergessen hatten.

Endlich trat einer hervor und sprach: «Wir alle wissen, daß man das Wasser mit Eimern ins Haus trägt. Vielleicht läßt sich auch das Licht hineintragen. Noch niemand hat es probiert. Wie wäre es, wenn wir den Versuch wagten? Gelingt er, um so besser. Dann werden wir im ganzen Lande als große Erfinder berühmt.»

Die Schildbürger beschlossen, diesem Rat in aller Eile nachzuleben. Zur Mittagszeit solle jeder wieder vor das Rathaus kommen und ein

Gefäß mitbringen. Als die Sonne am höchsten stand, kamen wirklich alle mit Eimern, Kesseln und mancherlei anderem Geschirr daher. Einige hatten auch Schaufeln oder Gabeln zum Schöpfen bei sich.

Kaum hatte die Glocke eins geschlagen, begannen sie zu arbeiten. Viele hatten lange Säcke mitgebracht, öffneten sie und ließen die Sonne bis auf den Boden hinabscheinen. Dann knüpften sie die Säcke zu und rannten damit ins Rathaus. Andere hielten Häfen, Kessel und Zuber gegen die Sonne und liefen dann auch hinein. Einer lud den Tag mit einer Heugabel in einen Korb. Ein besonders Schlauer wollte das Licht mit einer Mausefalle fangen und mit List ins Rathaus tragen. Kurz, jeder verhielt sich so, wie es ihm sein Narrenkopf eingab.

So trieben sie es, solange die Sonne schien. Aber all ihre Mühe war umsonst. Es blieb dunkel im Rathaus. Betrübt sprachen sie zueinander: «Es wäre doch fein gewesen, wenn es gelungen wäre.» Darauf zogen sie ab. Wieder gingen sie ins Wirtshaus, um sich auf Kosten der Stadt zu erlaben.

Ein Wandergeselle hatte lange ihrem Treiben zugeschaut. Aber er war nicht klug geworden. Wundershalber ließ er sich mit ihnen im Wirtshaus nieder und fragte: «Was habt ihr heute eigentlich getan? Ihr habt so eifrig in der Sonne hantiert. Vergeblich habe ich mir den Kopf zerbrochen, was ihr machtet.» Der neben ihm sitzende Schildbürger antwortete ohne Bedenken: «Wir haben versucht, das Tageslicht in das neue Rathaus zu tragen.»

Der fremde Gast war ein Schalk. Er lachte heimlich über die Dummheit der Schildbürger und fragte nur: «So, so! Und habt ihr Erfolg gehabt dabei?» Sie schüttelten die Köpfe. Da fuhr der Geselle fort: «Ihr habt die Sache eben nicht richtig angepackt. Ich bin Baumeister von Beruf und weiß, was eurem Rathaus mangelt.» Diese Rede machte die Schildbürger froh. Sie versprachen ihm eine große Belohnung, wenn er ihnen helfen könne. Dem Wirt befahlen sie, ihm ein feines Nachtessen aufzutragen. Der Wandergeselle ließ sich das gern gefallen.

Am andern Tag führten ihn die Schildbürger zum Rathaus. Er ging ringsum, besah sich das Haus von unten bis oben, von vorn und von hinten, von außen und innen. Die Schildbürger waren gespannt, was er ihnen raten werde. Er ließ sie lange warten. Dann hieß er sie auf das Dach steigen und die Ziegel wieder wegnehmen. Das geschah sofort. «So!» sprach er, «nun habt ihr den Tag in eurem Rathaus. Laßt ihn drin, solange es euch paßt. Gefällt es euch nicht mehr, dann jagt ihn wieder hinaus.»

Die Schildbürger waren zufrieden. Sie merkten nicht, daß er sie am Narrenseil herumführte. Reich belohnt zog er von dannen. Noch oft

schaute er zurück, ob ihm niemand nacheile und den Raub wieder abnehmen wolle. Er kam auch nie wieder zurück. Und bis zum heutigen Tag weiß niemand, woher er gekommen und wohin er gezogen ist.

Den Sommer über hatten die Schildbürger Glück. Es regnete nie, wenn der Stadtrat sich im Rathaus versammelte. Im Herbst aber wurde es anders. Es gab Regenwetter und bald auch Schnee. Und es zeigte sich, daß das Rathaus einen Wetterhut haben mußte. Da deckten die Schildbürger das Dach des Rathauses gemeinsam zum zweitenmal mit Ziegeln zu. Doch siehe da, nachher war es im Innern wieder so dunkel wie am Anfang.

Jetzt erst merkten einige, daß der Fremde ein Schalk und ein Schelm gewesen. Sie versammelten sich von neuem mit Lichtspänen auf dem Hut im Rathaus. Und wieder berieten sie eifrig, wie man endlich dem Mangel abhelfen könnte. Während der Beratungen entdeckte einer einen kleinen Riß in der Mauer, durch den ein wenig Licht schimmerte. Als die Umfrage an ihn kam, stand er auf und sprach: «Erlaubet mir ein Wort, liebe Nachbarn. Wir sind alle doppelte Narren gewesen. Ich will euch sagen, wo es fehlt. Wir haben die Fenster vergessen. Darum kann kein Licht hereinfallen.

Alle erschraken. Lange sprach niemand. Mit offenem Munde sahen sie einander an. Dann gingen sie nach Hause und schämten sich. Am andern Tag brachen sie Löcher in die Mauern und setzten Fenster ein. Nun war es hell im Rathaus. Nachher bauten sie auch noch das Innere aus. Vor allem richteten sie eine Witzstube, eine Schwitzstube und eine Badestube ein, damit sie über alle wichtigen Sachen ratschlagen könnten. Nun glaubten sie, ihr dreieckiges Rathaus sei das schönste und beste im ganzen Land. Und zuletzt weihten sie es noch zur Ehre aller Narren ein.

(Gottfried August Bürger nacherzählt.)

Aus dem Wunderland der Ameisen

Der Nestbau

Jedes Ameisenvolk hat ein Nest. Das ist sein Heim und seine Burg. Von hier aus gehen die Ameisen auf die Nahrungssuche aus. Hier sind sie geschützt vor Kälte, Nässe und allerlei Feinden. Und tief im Nestinnern ist ihr köstlichster Besitz geborgen: die Königin und die Brut.

Die Ameisen bauen sehr verschiedenartige Nester. Sie passen sich immer dem Ort an, wo sie sich niederlassen. Eine südamerikanische Art zum Beispiel nistet gewöhnlich in Baumstrünken. In tiefelegenen Gegenden aber, wo häufig Ueberschwemmungen stattfinden, hängt sie ihre Nester an den Aesten der Bäume auf.